

**FEMINISTISCHE FORSCHUNG:
ZWISCHEN MAINSTREAM(ING), PRAXIS UND PERIPHERIE**

Veranstaltungsbericht zur
PERIPHERIE - Präsentation und Podiumsdiskussion
Samstag, 26. Mai 2001, Stadtteilcafé Palaver

Kurzbeiträge der Referentinnen:

Gudrun-Axeli Knapp von der Universität Hannover: Neuere Entwicklungen in der feministischen Theoriediskussion

Cornelia Klinger vom Institut für die Wissenschaften vom Menschen in Wien, Frauenbewegung – Neue Fragen, alte Probleme

Elisabeth List von der Universität Graz, Situiertes Wissen

Susanne Dermutz von der Universität Klagenfurt, Perspektiven universitärer Forschung und Lehre: Feministische Forschung am Ende?

Vertreterin von Peripherie, Zur Situation außeruniversitärer Forschung

Anschließend Diskussion

Moderation: **Gudrun Gröbelbauer**

In einer einführenden Begrüßung und Präsentation des Vereins PERIPHERIE stellen deren Gründungsmitglieder DORIS KAPPELLER und ELLI SCAMBOR dem zahlreich erschienenen Publikum das Team, die Angebote und Grundsätze der Forschungsarbeit und derzeit laufende bzw. eingereichte Projekte vor. Im Anschluß daran erläutert die Moderatorin GUDRUN GRÖBELBAUER zu den folgenden Kurzreferaten über, indem sie der feministischen Motivation jeder einzelnen Referentin nachgeht. Im folgenden sind eine Zusammenfassung der Redebeiträge und der anschließenden Diskussion formuliert.

Entwicklungen feministischen Denkens

In ihrem Kurzbeitrag über "Neuere Entwicklungen in der feministischen Theoriediskussion" konzentriert sich GUDRUN-AXELI KNAPP auf zwei Aspekte:

Was unter dem Projekt Frauen- und Geschlechterforschung läuft, habe sich sehr ausdifferenziert. Beim neugegründeten Institut Peripherie handle es sich etwa um eine Form peripherer Institutionalisierung von Frauen- und Geschlechterforschung. In Deutschland jedenfalls finde eine zunehmende universitäre Institutionalisierung von Genderstudies statt; manchmal erhalte man dabei den Eindruck, meint Knapp, "der feministische Impetus kommt abhanden". Knapp interessiert in diesem Zusammenhang eine Diskussion, die auch mit der Geschichtsschreibung der Frauenforschung zu tun hat: Wie wird die alte Frauenforschung im Rückblick wahrgenommen und konstruiert – etwa als "alte Tante, die man liegenlassen kann"? Diskussionen, die gegenwärtig als innovativ gelten, bringen zum Teil interessante, konstruktive Aspekte ein; zum Teil gingen diese jedoch in eine Richtung, die Knapp als "beängstigend und problematisch" empfindet.

Kategorie Geschlecht

Ein Aspekt davon sei die "um sich greifende Diskussion um das Veralten und den Bedeutungsverlust der Kategorie Geschlecht". Knapp hält dies für "ein Gerücht". Denn Geschlechterverhältnisse sind gegenwärtig in allen politischen Fragen relevant: Abbau des Sozialstaats, Bevölkerungs- und Einwanderungspolitik, etc. Sofern in der fraglichen Diskussion behauptet wird, Geschlecht sei keine soziale Strukturkategorie mehr - wie dies in der deutschsprachigen Diskussion etwa Ursula Pasero vertrete - , findet Knapp das "ziemlich haarsträubend". Im Bereich politischer Institution haben wir gleichzeitig den "Siegelauf der Geschlechtskategorie" in Gestalt von Gendermainstreaming und anderen Innovationen. Knapp beobachtet mit einiger Skepsis, was sich innerhalb dieser Spannweite institutionalisierter Frauen- und Geschlechterforschung tut.

In Teilen der Diskussion um den Bedeutungsverlust der Kategorie Geschlecht sei der feministische Impetus sehr stark relativiert worden. Knapp bezeichnet diese Tendenz mit dem Terminus "Genderforschung als Normalwissenschaft": diese mache Geschlecht zwar zum Gegenstandsbereich ihrer Forschung, deren politischer Kritikanspruch sei jedoch stark relativiert. Auf der anderen Seite gebe es immer noch Bereiche, wo ein solcher politischer Kritikanspruch festgehalten wird; deren Vertreterinnen nähmen aber nicht an den theoretischen Differenzierungen teil, die Knapp für "genauso unverzichtbar" hält. Diese

theoretischen Differenzierungen werden zum Teil auch in jener Diskussion in Gang gebracht, die mit dem Veralten und dem Bedeutungsverlust der Kategorie Geschlecht zu tun haben.

Geteilte Probleme: Achsen sozialer Ungleichheit

Knapp nennt drei Bereiche "produktiver Impulse", die sich aus der obigen Diskussion entwickelt haben: Erstens die Debatte um die Kategorien Sex-Gender, zum zweiten die Debatte um soziale Heterogenität der Genus-Gruppe Frauen und schließlich Impulse aus postmodernen individualisierungstheoretischen Zeitdiagnosen. Das spannendste und produktivste Potential sieht Knapp in der Diskussion um die soziale Differenzierung der Genus-Gruppe Frauen bzw. in der Frage: "In welchem Verhältnis steht die Analyse des Geschlechterverhältnisses zu den Analysen der Achsen sozialer Ungleichheit, die die Genus-Gruppe Frauen durchqueren?"

Die aus Amerika kommende Diskussion finde vor allem auf der Ebene von Identitäten, Erfahrung und Subjektivitäts-Formierungen statt; es handle sich weitgehend um eine identitätstheoretische Diskussion, "eine gesellschaftstheoretische Perspektive fällt da ziemlich weit raus". Die wichtigste Aufgabe einer kritischen feministischen Theorie liegt für Knapp in der Fragestellung, wie man diese Perspektiven zusammenführen kann.

Die Grundfiguration, die "feministische Diskurskonstellation", hält Knapp dabei für eine der spannendsten, die sie sich vorstellen kann: "Denn die Unterstellung, daß Frauen, im Plural, etwas miteinander zu tun haben - bestimmte geteilte Probleme bei aller Unterschiedlichkeit -, diese Unterstellung gibt einen Rahmen ab, der überhaupt erst dazu motiviert, sich über Differenz zu streiten". Wenn dieser Rahmen geteilter Probleme abhanden kommt oder politisch relativiert wird, gebe es überhaupt keinen Grund mehr sich auseinanderzusetzen.

Knapps diesbezüglich eindrucksvollste Erfahrung in letzter Zeit war die Teilnahme an der Internationalen Frauenuniversität Hannover (IFU) im Sommer vergangenen Jahres, auf der sich Frauen aus der ganzen Welt zusammengefunden und hundert Tage zu bestimmten Fragen gearbeitet haben. In Diskussionen und durch die Art der Zusammensetzung dieses "Lernlaboratoriums" habe ein soziales Lernen stattgefunden, das es sonst kaum gäbe; so seien Knapp und ihren Kolleginnen etwa der Ethnozentrismus der eigenen Analysekatoren bewußt gemacht worden.

Wie Frauen unterschiedliche und geteilte Probleme gemeinsam bearbeiten können, erläutert Knapp am Beispiel des Begriffs Arbeit: Der Begriff der Reproduktions- und Hausarbeit ist bereits von unserem Erfahrungshintergrund ethnozentrisch geprägt; in anderen Ländern und auch bei uns mischen sich jedoch verschiedenste Arbeitsformen. Aus

Gründen der Vergleichsmöglichkeit gehe Regina Becker-Schmidt daher von einem Arbeits-Begriff aus, der Arbeit als "Ensemble gesellschaftlicher Aktivitäten" beschreibt. Verschiedene Frauen in Einzelprojekten erarbeiteten im Rahmen der IFU, wie sich in ihren Ländern Frauen- und Männerarbeit zusammensetzen. Quer durch alle Länder kann man dann sehen, daß bei aller Unterschiedlichkeit diese konkreten Arbeiten eine bestimmte Struktur haben und in bestimmte Hierarchisierungsverhältnisse eingebunden sind.

Die Notwendigkeit an einem kollektiven Subjekt Frauen festzuhalten, begründet Knapp politisch und systematisch; denn wenn man dies "Wir" aufgebe, entfalle die Möglichkeit sich auseinanderzusetzen. Bei aller Unterschiedlichkeit der Genusgruppe Frauen und bei aller Verschiedenheit der Problemlagen gebe es auch Aspekte, "wo Frauen unterschiedlicher Herkunft sich an ähnlichen Problemen abarbeiten". Das mache sie nicht zu Gleichen und nivelliere die Hierarchien zwischen ihnen nicht; aber es stifte ein Moment, das es ermöglicht zu schauen, zu fragen und sich auseinanderzusetzen. In Teilen der gegenwärtigen Gender-Debatte wird das stark relativiert und Knapp meint, "das ist einfach nicht radikal ... und nicht präzise genug gedacht". Denn: "Es ist nicht einzusehen, weshalb die soziale Heterogenität von Frauen die unterschiedliche Positionierung von Frauen im Geschlechterverhältnis relativieren soll." Bloß die Erwartung, daß Frauen eine homogene Gruppe seien? Wer habe das denn je erwartet; das sei eine Erwartung, von der man sich verabschieden müsse, so Knapp, wenn sie denn jemand erwarte.

Situiertes Wissen: Macht Frauen stark

In ihrem Redebeitrag geht ELISTABETH LIST List der Bedeutung "Situierten Wissens" nach; einem Terminus, den Donna Haraway in der Rezension eines Buches von Sandra Harding geprägt hat (Anm.: nachzulesen in Donna Haraway, "Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive", in: Dies., Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen, Frankfurt/New York 1995, S. 73-98. Sandra Harding, Feministische Wissenschaftstheorie. Zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht, Hamburg 1990.).

List erinnert: 1986, wie in Graz auf der Universität alles angefangen hat, hat das Frauenreferat ein Symposium mit dem Titel: "Wissen macht Frauen stark" veranstaltet. Daran anschließend müssen wir fragen: welches Wissen? Welches Wissen in welcher Situation des Wissenserwerbs, der Wissensproduktion und der Anwendung von Wissen? Hinter diesen Fragen, so List, stecke ein erkenntnistheoretisches Problem: "daß die gesamte theoretische Tradition bis heute von einer Fiktion ausgeht, daß man wahres und gültiges Wissen produzieren kann - jenseits der realen Bedingungen, in denen man spricht und arbeitet".

Damit sei ein wissenschaftliche Ideal von Objektivität angesprochen, "das sich aus der Sicht nicht nur von Feministinnen, sondern auch von Wissenschaftsforschern als Mythos erweist". Frauen seien aufgrund ihrer Randständigkeit mit der Nase darauf gestoßen, daß dieses Wissen, das der mainstream produziert, mitnichten universell gültig ist. Vielmehr stelle es "eine massive Manifestation eines ganz bestimmten, männlichen Interessesstandpunkts dar" und spiegelte ein theoretisches Überzeugungssystem wider, innerhalb dessen Wissenschaft bisher betrieben worden ist. List beharrt dagegen darauf, daß auch dieses Wissen situiert ist; es gibt nur situiertes Wissen. Denn Wissen, Erkenntnis finde stets als eine Vermittlung zwischen einer Person, die weiß, versteht, erkennt, statt, und einem Etwas, was sie erkennt - einem Anderen zum Beispiel.

Auf die Frage: wie sollen wir vorgehen in Forschung und Wissenschaft, was können wir uns zum Vorbild nehmen, akademische Wissenschaft, Gendermainstreaming, könne sie feministischen Forscherinnen empfehlen "ganz unphilosophisch konkret zu fragen: Wer ist es, der Wissen produziert? Was ist es, was da vermittelt wird? Und, ganz entscheidend, mit welchen Ressourcen?" An diesen Fragen könne man bewerten, was eine theoretische Position wert sei.

Warum Peripherie

Um die aufgeworfenen Fragen mit mehr Substanz zu versehen, müsse man sich selbst darüber Klarheit verschaffen, was man eigentlich wolle. List ist überzeugt, "daß die feministische Perspektive eine Perspektive der Kritik und Politik und eine politische Zielsetzung einschließt. Die Essenz des feministischen Projekts besteht darin, daß es sich dem Ziel der Beseitigung von allen Formen von Herrschaft aufgrund des Geschlechts - oder aufgrund der Berufung auf Zuschreibung von Geschlecht – widmet und dazu ein geeignetes theoretisches Instrumentarium und Wissen aufbereitet." Da gebe es im feministischen Diskurs ganz bestimmte Veränderungen aufgrund der Neubewertung zentraler Kategorien, sodaß das politische Element Schritt für Schritt in den Hintergrund geraten sei.

"Leider scheint es so zu sein, daß man in die Peripherie gehen muß, um konsequent politisch Theorie zu produzieren". Man müsse auch ehrlich sein: wenn eine Frau, eine Intellektuelle, sich dazu entschließt feministische Forschung zu machen, sei sie vielleicht von diesen politischen Intentionen bewegt; aber sie kann nicht nur davon leben. Jeder Mensch, auch jede Frau hat neben diesen hehren politischen Zielen auch eigene Lebensinteressen; man muß zum Beispiel überleben. Man könne nicht so rein und abstrakt diesen Zielen dienen, sondern muß es auch in einer professionellen Form machen, wo man in irgendeiner Weise Ressourcen finden kann.

Mit einem Seitenblick auf die akademische Szene spricht List auch Ambitionen an, wo es um mehr geht, nämlich um Karriere. Auch im akademischen Leben habe die Art und Weise, wie feministisches Gedankengut verändert und präsentiert worden ist, seine Auswirkungen. Man sollte sich im klaren darüber sein welche Ziele man verfolgt, dann könne man auch mit anderen Bereichen besser umgehen.

Neue Fragen – alte Probleme

In ihrem Beitrag "Frauenbewegung: Neue Fragen, alte Probleme" geht auch CORNELIA KLINGER der Tatsache nach, daß in der gegenwärtigen feministischen Diskussion der Eindruck entsteht, als wären Geschlechterfragen gar kein Thema mehr. Andererseits muß Klinger feststellen, "daß die ganz alten Probleme, zum Beispiel so was Banales wie Gleicher Lohn für Gleiche Arbeit, nicht erreicht worden sind".

Klinger meint, die Statistiken, welcher Art auch immer, über Armut, Einkommensverteilung, Prestige in der Gesellschaft, sprächen "die deutlichste feministische Sprache, die derzeit gesprochen wird". Im Hintergrund behauptet Klinger damit auch einen Gegensatz zwischen der Wirklichkeit, wie sie auch in Statistiken ihren Niederschlag findet, und der öffentlichen Diskussion. Persönlich ist sie überzeugt, "daß es zur Besonderheit der Kategorie Geschlecht und des Geschlechterverhältnisses gehört, daß es offensichtlich im gesellschaftlichen und politischen Raum so schwer sichtbar ist". Frauen haben ganz besonders lang gebraucht, sich als eine Gruppe überhaupt zu konstituieren. Wenn Frauen heute zunehmend das Gefühl haben und (gemacht) bekommen, daß sie keine einheitliche politische Gruppe darstellen können, sei dies im Grunde nicht neu. Das habe auch mit der Situierung der Kategorie Geschlecht und des Geschlechterverhältnisses im politischen Raum zu tun: "Da gibt es nicht so klare Grenzen zwischen ‚innen‘ und ‚außen‘ wie es zwischen Klassen oder gar zwischen Völkern und weiter entfernten Regionen der Erde gibt, wo man sagen kann, das ist ganz eindeutig, hier ist ‚außen‘, hier ist ‚innen‘, und dazwischen kann man Konfliktlinien erkennen".

Zwischen den Geschlechtern seien Konfliktlinien viel schwerer zu erkennen, weil die Geschlechter in viel intimerer Weise miteinander verbunden sind: als Frau und Mann, als Mutter von Söhnen, Töchter von Vätern, und in allen möglichen anderen Verhältnissen. Die schwere Sichtbarkeit der Kategorie Geschlecht, die uns heute wieder zu schaffen macht, sei "auch ein strukturelles Problem", auf das sich "zu bestimmten Zeiten bestimmte Interessen" aufhängen könnten. Die Tiefe der Differenz zwischen den Geschlechtern variere in politischen Zyklen über das 20., 19. Jahrhundert ganz erheblich. Immer dann, wenn Frauen

der Meinung waren, daß sie in irgendeinen Bereich des öffentlichen Lebens hineingelangen wollten, dann wurde zunächst so getan, als wäre das Geschlechterkriterium ein Ausschlußkriterium, daß das nicht geschehen kann. Wenn dann eine bestimmte Stufe der Gleichstellung von Frauen erreicht worden ist, entstand jedesmal der Eindruck, es gäbe ja diese Geschlechterdifferenz gar nicht. Wenn Frauen immer noch gesagt haben: Wir sind aber benachteiligt, haben besonders viele Männer darauf hingewiesen, daß es gar nicht so weit her ist. In den Rhetoriken variiert dies gewaltig über die Jahrzehnte, in konjunkturellen Zyklen.

Klinger erinnert mit Vorliebe an ein klassisches feministisches Beispiel. Im Vorwort ihres Buches "Das zweite Geschlecht" schreibt de Beauvoir: Komisch, daß ich jetzt so ein Buch schreibe, wenn doch die Geschlechterfrage gelöst ist. "Das war 1948; damals hatten die Frauen in Frankreich gerade das Wahlrecht bekommen. Sie hatte gar nicht so unrecht zu glauben, daß das jetzt vielleicht sozusagen erledigt ist, und sie entschuldigt sich – weiblicherweise -, daß sie jetzt so ein Buch schreibt."

Wellen der Frauenbewegung

Klinger zeigt sich wenig beunruhigt darüber, daß die Kategorie Geschlecht und das Geschlechterverhältnis schlecht sichtbar sind oder daß sich das Thema Frauenbewegung durch die große Anstrengung von Frauen in den späten 60er Jahren, Anfang der 70er Jahre, die eine neue Stufe der Politisierung von Frauen mit sich gebracht hat, erledigt zu haben scheint. Im Unterschied zu Parteien seien Bewegungen "sehr viel fluidere, beweglichere, viel fluktuierendere, kurzlebige Phänomene". Daß eine Bewegung nach einer Zeit, wenn sie einen bestimmten Level der Integration auch in den gesellschaftlichen Prozeß gebracht hat, oder auch einen gewissen Frustrationslevel - das gehe meist miteinander einher und sei gar kein Widerspruch -, daß die Welle dann wieder zurückläuft, beunruhigt sie auch nicht. Klinger ist überzeugt, daß solche Wellen auch wiederkehren. "Gerade die Geschichte der Frauenbewegung ist ein Beispiel für Ab und Auf von Wellen, die sich um bestimmte Themen wie Wahlrecht, Abtreibung, Integration in den Wissensbetrieb organisiert haben". Solange das Problem vorhanden sei, und daran habe sie keinen Zweifel, daß das noch einige Zeit der Fall sein wird, wird es auch andere Konjunkturen, Wellen geben".

Die Frage aus der Zweiten Frauenbewegung, der sie generationsmäßig entstammt, die Klinger "natürlich umtreibt", sei, "ob wir an der Flaute der Frauenbewegung und im Anschluß daran an der Flaute, in der sich die feministische Theorie mindestens seit Mitte der 80er Jahre befindet, nicht auch mitbeteiligt sind". Das sei eine Frage, die wir uns selber stellen müssten. Da kämen dann auch Antworten wie Akademisierung bzw. Institutionalisierung

einerseits, auf der anderen Seite "so etwas wie ein Generationenproblem". Gerade bei Bewegungen, die an einen Lebenszyklus von Jugend und Alterungsprozeß gebunden sind, stellen sich solche Fragen; das gilt nicht nur für die Frauenbewegung. Akademisierung, Institutionalisierung im allgemeinen, hat einen diversifizierenden Effekt. Da sitzen dann plötzlich die einen als Professorinnen und prüfen die jungen Frauen über feministische Theorie. Andererseits, würden Klinger und ihre Kolleginnen das nicht machen, ginge dieses Wissen auch wieder verloren. Bei notwendigen Reibungsverlusten, die Bewegungen im Institutionalisierungsprozeß erleiden, die Reibungen, die es zwischen Prüferin und Geprüfter, auch zwischen verschiedenen Karriereansprüchen und Richtungen gebe, würde sie "auch ganz selbstkritisch" sagen, daß wir in den letzten fünfzehn Jahren feministischer Theorie "ein wenig den Faden verloren haben. Sehr viele Fragen, die am Beginn auch der Theoretisierung gestellt worden sind, sind liegengelassen worden". Das sei nicht nur von Nachteil und habe auch den Blick für anderes erweitert. Aber "die theoretische Erarbeitung dessen, was die Kategorie Geschlecht als soziale und politische Kategorie tut", haben wir zum Teil vernachlässigt – zugunsten anderer "auch sehr interessante(r) Fragen, die mehr in die individuellen Befindlichkeiten von Weiblichkeit und Männlichkeit gegangen sind". Aus selbstkritisch-optimistischer Perspektive hält Klinger auch dies für "keine Katastrophe", wie sie auch überzeugt ist, daß die Konjunkturwellen einer Bewegung wiederkehren können.

Perspektiven universitärer Forschung und Lehre: Feministische Forschung am Ende?

Fragt SUSANNE DERMUTZ nach den "Perspektiven der universitären Lehre und Forschung", formuliert sie ihren pessimistischen Befund zunächst als Frage: Kann feministische Forschung bei einer sehr massiv eingeleiteten Neustrukturierung dort einen Platz finden?

Zunächst sind die Studiengebühren in der Höhe von 5000 ATS beschlossen, wobei Dermutz mit einem weiteren Ansteigen des Betrags rechnet. Zweitens ist ein neues Dienstrecht beschlossen, ein Schritt in weiter bevorstehende maßgebliche Veränderungen, die sogenannte Ausgliederung der Universitäten und ihre Ausstattung mit Vollrechtsfähigkeit. Der Staat verabschiede sich genaugenommen aus seiner Verantwortung für die Universitäten und weiterhin entsprechenden Bedingungen einen Rahmen zu geben. Es werde nur mehr Globalbudgets geben, die mit einem außerhalb der Universitäten agierenden Beirat als Verträge beschlossen werden. Dieser Beirat werde festlegen, was Unis zu machen haben und welchen "output", in der Sprache des Marktes, sie zu erbringen haben - konkret welche AbsolventInnen in welchen Bereichen und in welchem Ausmaß produziert werden sollen.

“Wenn die Universitäten auch noch etwas anderes tun wollen, wird ihnen das niemand verbieten, aber Geld dafür werden sie selbst auftreiben müssen”.

Vollrechtsfähigkeit heiße: mehr und mehr werde eine Gewinnorientierung im Verdrängungswettbewerb in Universitäten einziehen, die kurzfristig zwar “erkennbaren ökonomischen Nutzen” bringen werde; die Forcierung der drittmittelträchtigen Studien- und Forschungsbereiche werde insgesamt die Universitätspolitik dominieren. Forschungsstudien, Personal- und Budgetpolitik werden zukünftig massiv oder vielleicht nur mehr ausschließlich mit betriebswirtschaftlichen Kriterien gemessen werden. “Langfristig wird diese Veränderung genaugenommen zur Zerstörung der Universitäten, wie wir sie jetzt kennen, aber auch zu massiven gesellschaftspolitischen Folgen führen”. Das bedeute auch, daß “im universitären Verteilungskampf, der bereits begonnen hat, für all jene Politikbereiche, die nicht gewinnabwerfend sein werden ... Mittel abnehmen, wenn sie nicht überhaupt verdrängt werden, von diesem Markt”.

Frauen an der Universität

Bezogen auf den Genderaspekt setzt Dermutz ihre Prognose fort: im Dienstrecht werde der Großteil von Personen sehr kurzfristig, vier bis maximal sieben Jahre, universitär beschäftigt sein. Diese könnten sich eventuell wieder bewerben, aber das “bereits um den Preis sehr hoher Anpassungsleistungen”. Dermutz erwartet, daß die Zahl der beschäftigten Frauen zunehmen wird, doch “nur für kurzen Verbleib und Zuarbeit” für langfristig Beschäftigte und im Hinblick auf eine zu befürchtende Restaurierung der alten Ordinarienuniversitäten. Bereits im Moment sei der Fall, “daß in den Geistes- und Kulturwissenschaften seit langem keine Stellen mehr geschaffen werden. Eine ganz Generation fehlt inszwischen, ist nicht ausgebildet”. Auch für Frauen werden verstärkt neue “gläserne Decken eingezogen”. Frauen haben es noch einmal schwieriger in höhere Positionen zu kommen, weil es weniger davon geben wird.

Insgesamt und abschließend meint Dermutz: diese Entwicklung bedeute, daß die Studien- und Forschungspolitik, wie wir sie derzeit erleben, an den wirtschaftlichen Gegebenheiten und den Erfordernissen des Marktes ausgereicht sein wird. “Die in hohem Maße notwendige und in Österreich bislang nur in Ansätzen vorhandene inhaltliche Ausgestaltung und Weiterentwicklung feministischer Lehre und Forschung” werde durch diese geplanten Änderungen reduziert, wenn nicht gar abgebrochen. Aufgrund gegenwärtiger Entwicklungen sei es “wichtig, daß Frauen sich außerhalb der Universitäten Platz schaffen, um Forschungen betreiben zu können. Innerhalb der Universitäten wird dieser Ort zunehmend unmöglich werden und verloren gehen”.

Ausseruniversitäre Praxis

In ihrem Redebeitrag zur "Situation außeruniversitärer Frauenforschung" erläutert BARBARA HÖNIG als eine Vertreterin von PERIPHERIE zwei konzeptuelle Schwerpunkte der Forschungsarbeit des Instituts. Insbesondere geht sie der Frage nach, inwiefern aus verschiedenen Existenzweisen und Arbeitsbedingungen feministischer Praxis auch differierende inhaltliche Schwerpunkte resultieren.

Sie weist darauf hin, daß die Rede von der "Praxis" nicht am außeruniversitären Status der Forschung festzumachen, sondern schon mit den Voraussetzungen der Institutionalisierung frauenspezifischer Lehre und Forschung zusammenzudenken sei: denn zunehmend werde auch eine Generation feministischer Forscherinnen tätig, die in Bildungsinstitutionen schon auf feministisches Bewußtsein hin sozialisiert worden sei. Die Frage, inwiefern innerhalb einer Institution überhaupt eine feministische Perspektive als kritische zu entwickeln möglich ist, sei uns, zumindest zum Teil, von Anfang an gegenwärtig gewesen und hätte sich wohl weniger als eine Generation zuvor in Abgrenzung zur Bildungsinstitution Universität konstituiert. Damit verknüpft sei die Erfahrung und das Bewußtsein, daß sich auch Frauen innerhalb der Institutionen an der Peripherie des Mainstream bewegen und im universitär institutionalisierten Wissenschaftsbetrieb aktuell selbst massive Veränderungen stattfinden.

Gender

Die Kategorie Geschlecht – englisch Gender – spiele in der Namensgebung des Forschungsinstituts auch insofern eine Rolle, als sie mit bestimmten feministischen Theorie-Traditionen zu tun habe. Diese verstehen Vertreterinnen von PERIPHERIE als kritische und ebenso durchaus vereinbar mit bestimmten Traditionen feministischer Gesellschafts- und Wissenschaftskritik. Geprägt von disziplinspezifischen Denkweisen und Forschungsmethoden unterliege die Geschlechter-Kategorie freilich vielfältigen Bedeutungsverschiebungen; zugleich sei diese Kategorie der allgemeine Arbeits-Begriff, mit dem eine Geschlechterperspektive praktiziert werden könne.

Sozialwissenschaftlerinnen seien von vornherein damit konfrontiert, daß Befragte und potentielle Auftraggeber "ja schon selber Vorstellungen davon haben, was Geschlechter, Männer, Frauen sind und was das Geschlechterverhältnis als Verhältnis sozialer Ungleichheit bedeutet". Begreifen wir Geschlecht als relationale Kategorie und das Geschlechterverhältnis als ein Herrschaftsverhältnis, sei es notwendig, nicht nur die quantitative, in Statistiken niedergelegte Dimension, sondern auch deren qualitative Aspekte sichtbar zu machen: die

Mechanismen, in denen soziale Ungleichheit zwischen Geschlechtern erzeugt werde und Strategien, "das profunde alltägliche Wissen, das auch innerhalb der Institutionen existiert, zutagezufördern".

Eine der Pionierinnen der soziologischen Geschlechterforschung, Jessie Bernard, habe vor dreißig Jahren gefordert, es sollte für Männer nicht schwerer sein zu Feministen zu werden als in sonstiger Weise vom mainstream abzuweichen. Aus heutiger Sicht sei dem hinzuzufügen: Für Feministinnen sollte es leichter werden den kritischen Zugriff auf die allgemeine Position wahrzunehmen, gerade wenn sie sich an der Peripherie befinden.

DISKUSSION

In der Diskussion, die auf die Redebeiträge folgte, standen zwei Aspekte im Vordergrund, die zum Teil relativ kontrovers verhandelt wurden: Zum einen setzten wir uns mit der Geschlechterfrage als die Frage nach einem feministisch-kollektiven "Wir" auseinander und thematisierten Differenzen zwischen Frauen aus einer bunten Vielfalt von Perspektiven. Weiters wurden die Möglichkeiten und Chancen der EU-Strategie Gender Mainstreaming diskutiert.

Eine Frau aus dem Publikum greift zunächst jene Irritation auf, die mit der feministischen Frage verbunden sei, und betont die Notwendigkeit eine Form von Wir hochzuhalten, "aber nicht wie in den 70ern", sondern wichtig sei eine differenziertere Diskussion darüber, was mit diesem Wir überhaupt gemeint sei: Sie plädiert nicht für ein essentialistisches "Wir sind natürlich besser", sondern für ein sozialisationstheoretisch informiertes Wir, in dem Frauen (an-)erkennen, daß sie aufgrund einer Hierarchiedifferenz unterprivilegiert sind und daraus eine Gruppe bilden.

Gudrun-Axeli Knapp erwidert, die Frage "Wer sind Wir?" lasse sich am ehesten konkret beantworten, wenn man in einer Gruppe zusammenarbeitet; die theoretische Diskussion sei dagegen nicht unter dieser Frage anzugehen. Für eine Wissenschaftlerin lasse sich die Frage zunächst aufgrund von Analysen objektiver Problemlagen, die Frauen unterschiedlicher Herkunft teilen, beantworten. Was sich politisch daraus ergibt, hänge jedoch von historischen Bewegungen, von Begegnungsmöglichkeiten und Lernprozessen ab. Aus dem von Knapp zuvor entworfenen Bild einer feministischen Grundkonstellation könne man noch nicht ableiten, daß sich tatsächlich ein feministisches "Wir" ergebe. Ganz anti-essentialistisch gesprochen handle es sich vielmehr um eine Unterstellung, die ein Stück weit fiktiv sei. Aber diese Unterstellung eines "Wir" habe zweifellos Effekte, indem sie Kommunikation und das

Abarbeiten an Unterschiedlichkeiten ermögliche; diese stifte Motive, als Beschreibung einer Konstellation. Was das im Einzelfall konkret heißen könnte, hänge von den Orten ab, wo unterschiedliche Frauen aufeinandertreffen und auch davon, wie dann Kommunikation gestaltet sei. Als Wissenschaftlerin schaue sie sich das auf der Analyseebene an, könne aber daraus keine Ableitung machen, wie das subjektiv erfahren und angeeignet wird.

Perspektiven in und außerhalb der Universität

Bezogen auf die konstatierten Veränderungsprozesse von Forschung und deren weittragende Bedeutung - eine betriebswirtschaftliche Ausrichtung von Fragestellungen, eine Verabschiedung von gesellschaftskritischen Inhalten -, wirft die Moderatorin die Fragen auf: "Regt das eigentlich niemanden auf? Kann man dem gegensteuern? Was sollen wir tun - wobei das ‚Wir‘ ungeklärt ist?"

Elisabeth List bemerkt dazu, daß sich bei realistischer Betrachtung die Aufregung bald lege: denn vom Selbstverständnis akademischer Wissenschaft sei vorweg klar, daß ihr Anliegen nicht Kritik sei. Die ältere Kritische Theorie habe mit ihrem Gegensatz von traditioneller Theorie und kritischer Theorie etwas moniert, was nie Teil des Selbstverständnisses der Wissenschaft geworden war. Aus der Perspektive einer Alt-68erin sehe es gegenwärtig so aus, als wäre die Periode der formierten Gesellschafts- und Wissenschaftskritik eine Übergangs- und zeitbeschränkte Periode, die mit dem Abgang der Generation protestierender Studentinnen und engagierter Feministinnen an den Universitäten wieder verklungen sei. Eigentlich sei, so die Befürchtung, alles so, wie es vorher gewesen war.

Was das Eindringen kritischer Perspektiven in Lehre und Forschung betrifft, sei die gegenwärtige Situation schlechter denn je, berichtet List. In den frühen 70er Jahren als einer Zeit wohlfahrtsstaatlicher Prosperität, wurde Bildung als BürgerInnenrecht moniert, die Hochschulen expandierten, es gab viele neue Stellen, die HörerInnenzahlen verdoppelten sich - da war noch ein Spielraum da. Dieser habe sich nun sehr verengt. Für jemand in der Institution sei es eine existenzielle Frage, einige sehen keine Chance mehr innerhalb der Institution irgendwas zu bewirken. Auch die Konsequenz sei logisch, hinauszugehen in die Peripherie. Aus dem Publikum wendet eine Teilnehmerin ein: sie verstehe nicht die Erwartung von Forscherinnen in abgesicherter Position, daß "draußen", in unabgesicherter Position, wo man sich "anbiedern" müßte um Geld zu bekommen, Gesellschaftskritik gemacht werde. Innerhalb der Institution könnte man dies besser und privilegierter; wenn dies innerhalb der Institution nicht möglich sei, dann von außen noch viel weniger. Den Anspruch gesellschaftlicher Veränderungen werde wohl niemand erfüllen.

List entgegnet, man müsse zwischen individueller Perspektive der Person und der institutionellen Situation unterscheiden, die wiederum stark institutsabhängig variere. Und sie berichtet: feministische Theorie habe sie institutionell etabliert und im neuen Studienplan aufgenommen. Dies ändere das System nicht, sondern sei eine Option unter vielen, die Frauen eben wählen können. Warum sie von außen mehr gesellschaftskritisches erwarte? "Das ist ein Gedankenexperiment, vielleicht naiv, vielleicht glaube ich auch an Euer Projekt."

Derwitz stellt fest, berichtet: Wie auf den Universitäten ziehe der Markt auch in die Schulen ein, wo ebenso an Bildung gespart werde. An diesen Orten gestalte sich das Initiieren von Kritik sehr schwierig und vielfach begegne man/frau auch Apathie und Resignation bei Eltern und Lehrenden. Von der Demokratisierung des Bildungssystems seien wir jedenfalls weit weggekommen. Eine Teilnehmerin erwähnt historische Entwicklungen der Frauen-Arbeiterinnen-Bewegung, in deren Anfängen es klare gemeinsame Interessen und das Gefühl etwas bewegen zu können gegeben habe. Die gegenwärtigen Ausdifferenzierungen und Differenzen zwischen Frauen führten jedoch dazu, daß Frauen sich zunehmend als Vereinzelte wahrnehmen und sich aufs Hoffen verlegen, "doch irgendwann Lottogewinnerin zu sein".

Eine weitere Frau aus dem Publikum bemerkt, von Seiten der Studierenden sei das Kritikpotential durchaus vorhanden. Zugleich bestünde jedoch ein aber großes Abhängigkeitsverhältnis etwa im Verhältnis von Geprüfter und Prüferin, das Studentinnen strukturell in Situationen "knapp vorm Magengeschwür" bringe. Auch wenn Frauen in Netzwerken Unterstützung und einen Rückhalt erfahren, dringe vieles an Energie und Veränderungspotential nicht weiter ins öffentliche Leben. Dem schließt sich die Kritik einer Teilnehmerin an, die das Krankhafte an vielen Ecken und Enden konstatiert: politische Regulierungsmechanismen fielen weg; anstatt einer Bildung, wo wir lernen die Dinge kritisch zu betrachten, werden nachfrageorientierte Qualifizierungen und modulare Ausbildungen bereits bei Jugendlichen gefragt und in Gang gesetzt. Beim Konzept Lebenslangen Lernens handle es sich um eine bloße Anpassung an wirtschaftliche Strukturen, womit andere Bildungsprozesse hinfällig gemacht würden.

Eine Diskussionsteilnehmerin aus den Vereinigten Staaten formuliert ihre Enttäuschung über ein Bildungssystem, das vor allem das Auswendiglernen fördere und kaum zu kritischem selbständigem Denken erziehe. Das Selbstwertgefühl besonders von Frauen hierzulande sei für sie persönlich sehr enttäuschend, ebenso deren Präsentation und Körpersprache und das Networking unter Frauen. Letzteres habe auch mit Differenzen zwischen Frauen zu tun: "Berufstätige Frauen gegen Hausfrauen, verheiratete Frauen gegen Lesbians - alle sind gegeneinander, aber niemand ist zusammen." Demgegenüber betont eine weitere Teilnehmerin aus dem Publikum, die sich mit verschiedenen kulturellen

Erwartungen, Lebensbedingungen und auch feministischen Vorstellungen konfrontiert sieht, auch die Möglichkeiten, die Prozesse interkulturellen sozialen Lernens allgemein unter Frauen bieten. Fangen Frauen in Bildungsinstitutionen wie z.B. Schulen damit an interkulturelles Wissen zu vermitteln, gäbe es in Zukunft vielleicht auch eine andere Wissenschaft.

Gender Mainstreaming

Als einen weiteren Ausgangspunkt der Diskussion setzen sich die Teilnehmerinnen mit dem EU-Programm des Gender Mainstreaming engagiert und durchaus kontroversiell auseinander. Elisabeth List zitiert dazu einen kürzlich erschienenen Artikel, dessen Autorin sich gegen Gender Mainstreaming als einer "von oben verordneten" Strategie wendet und allgemein gegen eine "pragmatische Wende: ...mitmachen scheint alles zu sein."

Daran anknüpfend fragt List, ob wir wirklich und um welchen Preis wir in den Mainstream wollen - und wer in diesem Fall mit "Wir" gemeint sei. Gender Mainstreaming, so List, sei eine von Entscheidungsträgerinnen formulierte Politik, deren neue Devise "Abschied von der Klientelpolitik" heiße. Es handle sich um "das Wir einer manageriellen Elite, aus der automatisch Andere ausgeschlossen sind". Zugute kämen die dort freigesetzten Ressourcen in erster Linie wiederum dieser Elite. Ähnliches stellt List auch im akademischen Diskurs fest, wenn wir Feministinnen über die Kategorie Geschlecht streiten. Doch Frauen, die in schlechten Teilzeitjobs in den Supermärkten arbeiteten, blieben dennoch sozial diskriminiert.

Derwitz betrachtet Gender Mainstreaming gemeinsam mit ihrem Befund des Verlustes gesellschaftskritischer Ansprüche. Das Schwierige an der "erstaunlichsten Strategie" Gendermainstreaming sei, daß sie keine Ziele vorgebe und willkürlich auslegbar sei. Das Programm sei für institutionelle Spitzen gedacht, die dann etwa auf eine Ressourcenverteilung verpflichtet werden, und nicht, daß Frauen "von unten" dies als Strategie aufgreifen.

Die Auffassung, eine Elite mache Gendermainstreaming, wird in der Diskussion jedoch auch stark hinterfragt. Eine Teilnehmerin berichtet: "Die Elite waren die, die vermittelt haben, daß es überhaupt feministische Forschung geben könnte. Da sind Eliten von unten und oben wichtig. Das heißt nicht, daß Eliten die anderen Lebenszusammenhänge vergessen müssten; sonst hätten wir sehr vieles an unserer Kultur nicht."

Die Frage "Was tun wir wenn wir uns am Mainstream beteiligen?" beantwortet eine weitere Teilnehmerin aus ihrer Arbeitssituation in einer Institution heraus. Gender Mainstreaming könne auch als Chance betrachtet werden, wenn man es aktiv angehe und definiere. Sicherlich erfahre die Strategie viele Interpretationen, sie sei aber doch als eine strategische Chance in umsetzenden Funktionen aufzufassen. Denn "Frauenarbeit als

Nischenarbeit ist an ihren Grenzen angekommen. Gender Mainstreaming, als nächster Schritt, übersteigt diese Grenzen.“

Anschließend an die mehrstündige Diskussion nutzten viele Veranstaltungsteilnehmerinnen die Gelegenheit, interessanten Fragen und Diskussionsansätzen nachzugehen. Und viele fühlten sich veranlaßt, ihre Gespräche noch lange in den Abend fortzusetzen. Ebenso konnten sie sich am äußerst reichhaltigen, von Bürgermeister Alfred Stingl gespendeten Buffet erfreuen. Das gastgebende Stadtteilcafe Palaver bot den gewohnt anregenden, gemütlichen Rahmen dieser Veranstaltung. Herzlichen Dank an alle, die zum Gelingen dieses Abends beigetragen haben!